

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Alemens

Adresse: Saratow, katolisch.
seminaria, I. Krupinскому.
oder: Saratow, типо-лит.
Г. Х. Шельгорнъ и К^о,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Die siebenfache Hauptungsquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit — Die Pfarrei Kashtaja. — Ein Rätsel. — Stephan Heindel. — Nicht vergessen! — Echte und unechte Abfälle. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — allerlei. — Ankündigungen. —

Die siebenfache Hauptungsquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit.

Von einem Landpfarrer.

(Fortsetzung.)

1) Die Hoffart.

Der Mensch ist von Gott und für Gott erschaffen. Zur Erreichung dieser seiner hohen Bestimmung muß freilich Gott dabei das Meiste thun. Aber ohne freiwilliges Zutun, ohne eifrige Mitwirkung des Menschen kann diese seine hohe Bestimmung nicht erreicht werden. Der hl. Augustinus sagt deshalb auch: „Gott hat uns erschaffen ohne uns, aber er erlöst uns nicht ohne uns.“ Da die Gnade auf die Natur baut, so hat der Schöpfer entsprechende Keime und Triebe in unsere Natur neingelegt, welche die Erreichung unserer hohen Bestimmung befördern können. Ein solcher natürlicher Trieb ist das Verlangen, sich hervorzuthun, sich auszuzeichnen, sich über das Gewöhnliche, Niedere, Gemeine zu erheben. Keines der Millionen unvernünftiger Wesen hat einen solchen Naturtrieb. Steht nun der Mensch im richtigen Verhältnis zu Gott, in steter Verbindung, in lebhafter Beziehung zu Gott, so entwickelt sich dieser natürliche Trieb ganz vortrefflich; er führt den Menschen zur echten christlichen Gesinnung, zur Erkenntnis der eigenen Schwäche und zur Überzeugung, daß Gott uns stets helfen muß, daß alles Gute in uns nur von Gott kommt, und so entwickelt sich die herrliche Blume der christlichen Demut.

Ganz anders steht die Sache freilich bei einem Menschen, dem die wahre Erkenntnis und die wahre Liebe Gottes fehlt. In einem solchen Menschen verwildert der bezeichnete Naturtrieb immer mehr und mehr und wird zuletzt zur abscheulichen Hoffart, die ihn über Gott erheben will, die aller Laster Mutter und Wurzel ist und ihn für Zeit und Ewigkeit ins Unglück und Elend bringt.

Die Hoffart besteht — wie schon der Katechismus lehrt — darin, daß man sich selbst unmordentlich überhebt, Gott die schuldige Ehre nicht gibt und den nächsten verachtet.

Nun ist aber der Mensch auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu lieben, Gott zu dienen. Der hoffärtige Mensch vergißt aber, wozu er auf der Welt ist; er kennt das Ziel seines Lebens nicht; er weiß keinen Weg zum Ziele; er denkt, schwätzt und thut lauter verkehrtes Zeug: Statt einen edlen christlichen Stolz zu haben auf das, was er in Gottes Augen ist, durch Gottes Gnade und durch die hl. Kirche geworden, ist er stolz auf das, was er durch sich selbst zu sein glaubt, statt stolz zu sein auf seine Würde als Kind Gottes, als Christ und berufener Erbe des Him-

mels, ist er stolz auf nichtsagende, vergängliche, kleinliche Dinge, auf weltliche Ehre, auf weltlichen Ruhm, auf Menschenlob, auf zeitliche Schätze; statt groß zu werden durch Gott, will er groß werden durch sich selbst; statt geehrt zu werden von Gott und vor Gott, will er geehrt werden von der Welt und vor der Welt, die heute: „Hosianna“ und morgen: „ans Kreuz“ ruft; statt groß und geehrt zu werden in der Ewigkeit, will er berühmt werden für diese kurze Spanne Zeit.

Keine Sünde ist daher geradezu so unmittelbar gegen Gott gerichtet als die Hoffart; denn sie ist eine Erhebung des Geschöpfes über den Schöpfer. Die Hoffart ist eine Leugnung der Herrschaft Gottes über sein Geschöpf, indem der Hoffärtige an die Stelle Gottes seine eigene Person setzt, über die er keine höhere Macht, keinen höheren Willen anerkennt. Der Hoffärtige verkennt und überchätzt aber auch seine Mitmenschen, indem er die Ehre, die Huldigung und den Gehorsam, die er selbst Gott versagt, von seinen Mitmenschen verlangt und, wenn es in seiner Macht liegt, von ihnen erzwingt. Der Hoffärtige zerreißt jedes Band zwischen Gott und zwischen sich, indem er sich freiwillig von Gott und von seiner Gnade lostrennt; und darum gerät er vollständig in die Gewalt des Teufels und der Hölle. Für den Hoffärtigen gibt es keine Sünde; es gibt nur Sünden wider ihn; und doch ist gerade seine Hoffart die Quelle aller andern Sünden. Der hl. Gregor sagt nämlich: „Wenn die Königin der Laster, die Hoffart, ein überwundenes Herz ganz gefangen genommen hat, so übergibt sie es unverzüglich sieben Hauptlastern, als gleichsam eben so vielen Feldherren, die ihr dienen, um es zu verwüsten. Den Oberbefehl aber behält sie und folgt den Scharen, die sie führt, weil ohne Zweifel aus ihnen eine ungestüme Menge von Lastern entspringen.“ Die Hoffart war die erste Sünde, die im Himmel, und die erste, die auf Erden begangen wurde; denn sie war die Sünde der von Gott abgefallenen Engel und die Sünde der ersten Menschen im Paradiese. Da nämlich die Sünde ein Ungehorsam gegen Gott ist, so kann man auch nur dann sündigen, wenn man hoffärtig ist, und man sündigt wirklich, weil man hoffärtig ist.

Wenn ein Geschöpf gegen seinen Schöpfer, ein Erlöster gegen seinen Erlöser und ein armer Erdenwurm gegen den König des Himmels und der Erde zu sündigen, also ungehorsam zu sein wagt, was anderes kann es da sein als grenzenloser Hochmut, der zu solchem Schritte bewägt? Der Hoffärtige erhebt sich gegen Gott und über Gott, er will selbst Gott sein und beweist das dadurch, daß er sich gegen Gottes Gebote auflehnt, nichts nach Gott fragt, Gott verachtet, Gott spottet, Gott haßt und nicht selten Gott leugnet. Das ist das Wesen der Hoffart, und darum

wird durch sie zu jeder Sünde das Fundament gelegt, und jeder Sünde Thür und Thor geöffnet. Wahrlich, tief hat sich die Hoffart eingewurzelt in Evas Nachkommen, die begierig die Hand ausstreckte nach der verbotenen Frucht, um eine „Göttin“ zu werden! Die Hoffart ist das eigentliche Wesen der Erbsünde; denn wie Rost ins Eisen, so hat sich dieses fatale Erbstück in das Herz des Menschen eingefressen und mit hundert Wurzeln und Fasern bis auf den Grund der Seele eingewickelt. Daher kommt es auch, daß der hoffärtige Mensch, wie auch seine Stammutter im Paradiese, dem Vater der Hoffart, dem Teufel, mehr glaubt als Gott, um selbst „Gott“ zu werden, und so sein ganzes Leben der Majestät Gottes gegenüber zu einer frechen Verhöhnung, sich selbst gegenüber zum wahnwitzigen Molochdienst und dem Nächsten gegenüber zum gehässigen, erbitterten Ehrenkränkungsprozeß gestaltet. Wenn aber die Hoffart die frechste Empörung wider Gott ist, so ist es nicht zum verwundern, wenn Gott unter allen Sünden die Hoffart am meisten haßt und sie so schrecklich an den gefallenen Engeln und die ersten Menschen bestraft hat und an dem ganzen Menschengeschlechte immer noch strafft.

(Fortsetzung folgt in № 25.)

Die Pfarrei Kasiklaja.

Schon oft ist der Wunsch geäußert worden, die Geschichte der deutschen Kolonisten Rußlands zum Andenken an die Einwanderung der Väter am Wolgastrome und im Süden deren Nachkommen durch den Druck zu überliefern. Bisher ist noch nichts geschehen, obgleich es nicht an Quellen fehlt, die einem Autor der Geschichte unserer Kolonisten die Arbeit sicher leicht und angenehm machen würden. Wir haben viele Überlieferungen, die sich von einer Generation zur anderen vererbt und keineswegs von zu unterschätzendem Werte sind. Lauschen wir der Erzählung von der Kirgisengeschichte, in der ein Vater und ein Schulmeister eine traurige Rolle mit spielen mußten, so lächeln wir vielleicht vergnügt dazu, wenn der Erzähler bei seinem Berichte in Eifer kommt, da wir nicht daran glauben möchten; aber wir werden eines Besseren belehrt sein, nachdem wir die Thatsache in dem Manuskripte des Großvaters von Herrn Lehrer Schneider aus Marienthal gelesen haben. Neben den Aufzeichnungen, die sich in Händen von Privatpersonen befinden, sind vielerorts noch in den Pfarr- und Gemeindearchiven wichtige Urkunden bezüglich der Ansiedlung unserer Ahnen in Rußland enthalten. Wenn wir alle tüchtig arbeiten wollten, voran die hochwürdigen Herren Geistlichen, so hätten wir gewiß im Verlaufe von fünf bis acht Jahren eine Geschichte der deutschen Kolonisten Rußlands.

Der „Klemens“ bringt hier einen ersten Beitrag zur Geschichte unseres Volkes, wenn auch nur einer einzigen Pfarrei — der von Kasiklaja. Dieses Kirchspiel bietet um so mehr Interesse, als zu ihm auch Saratow, die heutige Residenz unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs, gehörte. Wir veröffentlichen hier das, was wir im Kasiklajer Kirchenarchive gefunden und zusammengestellt haben. Mündliche Überlieferungen sind nur wenige aufgenommen, Chronologie ist ausschließlich aus den Urkunden genannten Archivs angegeben.

I. Manifeste der Kaiserin Katharina II. an die Völker Europas.

Das ganze russische Reich bildete noch zu Anfang der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eine einzige römisch-katholische Erzdiözese — die von Mohilew mit der Residenz in der Hauptstadt St. Petersburg. Die Gründung einer zweiten katholischen Diözese wäre gewiß noch für lange Zeit, ja vielleicht ganz unterblieben, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das im Herzen Rußlands ein mehr oder weniger deutsches Bistum hervorrufen sollte, — wir meinen die Einwanderung hauptsächlich der Deutschen und teilweise auch anderer Nationen nach Rußland.

Noch anfangs des vorigen Jahrhunderts war der Süd-Osten und Süd-Westen des heutigen europäischen Rußlands fast gänzlich unbewohnt und zwar aus dem Grunde, weil diese Landstriche im allgemeinen für gefährlich galten und auch wirklich waren. Räuberbanden hatten hier ihre Schlupfwinkel und trieben ihr Unwesen. *) Die Regierung wollte diese Gegenden mit Russen besiedeln, was aber ohne Erfolg blieb.

Da erließ am 4. Dezember 1762 Katharina II. ein Manifest an alle Nationen Europas und forderte die Wanderlustigen auf, sich in den noch unbewohnten, fruchtbaren Steppen ihres kolossalen Reiches niederzulassen; nur die Söhne Israels sollten eine Ausnahme bilden. Das Manifest hatte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Es schien, als ob niemand die Lust verspüre, sich in den von der Kaiserin angebotenen und durch Räuber unsicher gemachten Steppen ein neues Heim zu gründen. Katharina II. ließ sich aber durch diesen scheinbaren Mißerfolg von ihrem Vorhaben, erwähnte Gegenden mit Kolonisten zu besetzen, nicht ablenken. Sie besaß genug politischen Scharfblick, um zu wissen, daß unter der damaligen Lage Europas ihr Plan gelingen werde. Wie überhaupt, so hielt sie auch diesmal ihr gefaßtes Ziel scharf im Auge, und wir wissen, daß sie erreichte, was sie wollte.

In jenen Jahren wütete noch in Deutschland der siebenjährige Krieg (von 1756—1763). Die deutschen Staaten waren stark zerrüttet; Tausende von Familien, ihrer Heimat und ihres Vermögens beraubt, sahen sich genötigt auszuwandern, um fernerhin ihr Leben fristen zu können. In Sachsen, Westfalen, Hessen, Pommern und der Neumark Brandenburg waren viele Dörfer und Flecken zu Aschenhaufen geworden, ganze Felder lagen brach, weil es an Saat Korn, Pferden und Arbeitern fehlte. Nicht nur Deutschland, sondern auch die anderen europäischen Staaten waren in diesen Krieg verwickelt. Rußland selbst verlor in demselben 120000 Mann, gewann kein Land, aber Ruhm.

Nicht lange nach der Herstellung des Friedens erließ Katharina II. am 22. Juli 1763 ein zweites Manifest. Sie wußte nur zu gut, daß es der Unzufriedenen viele in den verschiedenen Reichen Europas gab, die nach Amerika auswanderten. Warum sollte sich da nicht auch mancher entschließen können, nach Rußland zu gehen, um daselbst sein Glück zu machen? War doch der Ausdruck „in Rußland sein Glück machen,“ damals sprichwörtlich geworden, und gaben die Franzosen denselben wieder mit der bezeich-

*) Manche Sage von denselben ist auf der Bergseite bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

nenden Redensart „faire sa Russie“ (wörtlich: sein Rußland machen). In dem Manifeste schilderte denn auch die Kaiserin die Reichthümer des Landes, versprach denen, die sich entschließen sollten, nach Rußland zu gehen, um sich daselbst häuslich niederzulassen, verschiedene Rechte und Freiheit.

Da war es ja! Diejenigen, welche nach Amerika gingen, zogen ins Blaue hinein, hier aber wurden sie von einer Kaiserin, die zumal eine deutsche Prinzessin gewesen, eingeladen und dazu noch verschiedene Privilegien! Wen sollte das nicht angezogen haben? Hatten sie doch etwas Gewisses vor Augen, wie sie glaubten, was ihnen das wilde Amerika keineswegs bieten konnte. Leider sollten sie erfahren, daß es in jener Zeit auch in Rußland noch Wilde gab, mit denen sie einige blutige Begegnungen haben sollten.

Katharina II. hatte bei der Verkündigung des letzten Manifestes ihre Kommissare ins Ausland gesandt, die Kolonisten für Rußland anwerben sollten. Diesen Bevollmächtigten der Kaiserin gelang es denn auch, aus allen deutschen Gauen nicht wenige zu bewegen, mit ihnen nach dem fernen Rußland zu reisen und die angebotenen Gegenden anzufiedeln. Auch Frankreich, Elsaß-Lothringen, Böhmen und Holland sahen viele ihrer Söhne den Wanderstab ergreifen, um sich in Rußland eine neue Heimat zu suchen. Katharina II. hatte ihren doppelten Zweck erreicht, den sie bei den Kundgebungen an die verschiedenen Nationen im Auge hatte: an die Stelle der im siebenjährigen Kriege umsonst gefallenen 120000 Mann Krieger traten jetzt die Kolonisten, welche im Laufe der Zeit ihrem Reiche von größtem Nutzen sein sollten; sind doch sie es gewesen, die in Rußlands unbewohnte Steppen Leben und Treiben brachten, ja viele sich ihre Stellung in den von wilden Kirgisenhorden und Räuberbanden unsicher gemachten Gegenden mit dem Preise ihres Blutes erkauften mußten.

Ignotus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Räthel.

In einem schönen Abend saßen der Gevatter Hannes und die Gevatter Margret, wie sie allgemein genannt wurden, bei trauter Unterhaltung zusammen. Welche Plauderei da geführt wurde, wird jedem einleuchtend sein. Alle Neuigkeiten, die sich im Verlaufe einer Woche, die der Gevatter Hannes auf dem Felde verbrachte, ereigneten, wurden von der Gevatter Margret heruntergehaspelt. Beim Förgels-Grischka waren Zänkereien, daß man die ausgerepften Kopshaare mit einem Rechen hätte sammeln können; die Erd war so von Blut getränkt, als ob Säue geschlachtet worden wären; ein Lärm, mit dem alle Donnererschläge zusammen keinen Vergleich aushalten können; Fluchworte fielen da, wie Schneeflocken vom Himmel. Bisher hatte der Gevatter Hannes ohne Unterbrechung, — was auch gar nicht leicht möglich ist, wenn Weiber plaudern, — zugehört, nur als er von den Fluchworten hörte, wurde er unruhig; wie von einem Blitze getroffen sitzt er an allen Gliedern bebend da, Zorngluten funkeln auf seinem Gesichte.

G. Margret: „Nanu, Hannes, was hast du denn vor?“

G. Hannes: „Ei, du erinnerst mich gerade an den Abend, als wir auf Hanspetersjörgel seine Hochzeit waren: da hat unser Antoschka so geflucht, daß sich die Erde gebogen hat; das wäre ja noch gegangen wenn es keine Leute gehört hätten, aber ich mußte mich so schämen, so viel ist der ganze Antoschka nicht wert. Der Teufel weiß, wo die Kinder das Fluchen lernen: ich fluche nicht, du fluchst nicht, und“ —

G. Margret: „Das kann der Schinder wissen; aber wie ist man denn, wenn man jung ist; der hat den Schnaps vielleicht ein bißchen gespürt; denn Essen und Trinken war dort im Überfluß; dann sind sie den ganzen Tag bei den Knechten und Mägden da fängt sich so was gar leicht auf. Das verliert sich aber alles mit der Zeit.“

G. Hannes: „Ja, ja, das ist schon alles wahr, aber ich war so böse, ich wollt', der Schlag hätt ihr auf dem Platz geführt, unsern Schimmel hätte ich drum gegeben, wenn es nicht passiert wäre.“

Das ist das Räthel, welches heute den geehrten Klemenslefern zur Lösung geboten wird: Von wem mag der Antoschka wohl das Fluchen geerbt haben?

Da das Fluchen auf unseren deutschen Kolonien überhand genommen hat, da fast jede Behauptung, um ihr mehr Nachdruck zu verleihen, mit Fluchworten gewürzt wird, da die Zunge mehr zu Fluch- und Scheltworten, als zum Gebete verbraucht wird, möchte es nicht schaden, an unser Räthel auch einige ernste Worte anzuknüpfen. Fluchen ist eine beleidigende Rede gegen Gott. Ein Mensch, der flucht, erkühnt sich, Lästerungen und Beschimpfungen seinem Schöpfer ins Angesicht zu schleudern. Würdest du nicht vor Zorn zerplagen, wenn sich eine Ameise, die im Staube vor dir kriecht, erkühnen würde, dir zu fluchen, dich zu lästern, dich zu verwünschen? Was sind wir im Vergleiche mit Gott? Noch viel weniger, als eine Ameise zu dir. Daß das Fluchen nichts Geringses ist, wie manche sich zu entschuldigen suchen, kannst du aus der Stelle der hl. Schrift entnehmen: „Ein Mensch, der seinem Gott flucht, soll seine Missethat tragen. Und wer den Namen des Herrn lästert, soll des Todes sterben.“ Lev. 24. 15. 16.

Wie oft hört man klagen: Ich bin mein Leben überdrüssig; ein Unglück reicht dem andern die Hand; Gott muß mich ganz verlassen haben. Untersuche einmal recht genau, ob du nicht selbst in deinem Unglücke schuld bist; erforsche einmal recht genau dein Gewissen, ob du nicht schon tausendmal dein Hab und Gut verflucht hast. Warum krepieren dir deine Pferde, dein Rindvieh? Weil du sie verflucht hast. Warum ist deine Ernte so schlecht ausgefallen? Weil du unter Fluchworten den Samen in die Erde gelegt hast. Warum verachten dich deine Kinder, ja noch mehr, warum erheben sie ihre Fäuste gegen dich? Immer wieder, weil du sie durch deine schauerhaften Verwünschungen dem Teufel aufgewpfert hast. Es ist noch lange nicht genug, du Flucher, daß dich deine Kinder in diesem Leben verfluchen, dir Kreuz und Glend aufladen, dich früher ins Grab bringen, nein, das Schauerhafteste sollst du im Thale Josaphat erleben. Dort mußt du aus dem Munde deiner Kinder deine Flüche vernehmen, die du ihnen in ihre wachsweiße Herzen eingebrückt hast; dort werden sie dir fluchen, wie du sie hier unterrichtet. Hier könnte vielleicht die Stelle der hl. Schrift auf dich Anwendung finden: „Er liebte den Fluch, so komm er über ihn; am Segen hatte er kein Gefallen, so sei er fern von ihm.“ Ps. 108. 18.

Lästerer, willst du etwa fluchen, solange du noch schnaufen kannst? Nein, von heute an soll es ein Ende haben; man wird ja älter, man wird ja gebrechlicher, man eilt ja mit Riesenschritten dem kühlen Grabe zu; wie werde ich vor dem strengen Richter bestehen können, wenn ich mich nicht bekehre! Glück könnte man dir wünschen, wenn dein Vorsatz, der so prächtig klingt, von Dauer wäre. Aber gewöhnlich sind solche Worte, solche Beteuerungen Wind. Größtenteils sind Genußheitsflucher so weit gekommen, daß sie gar nicht mehr merken, wenn sie fluchen. Gewöhnlich wird dieses Geschäft so lange betrieben, bis eines ihrer so oft verfluchten Kinder hintreten vors Sterbelager ihres so häufig fluchenden Vaters, um ihm zuletzt noch die Sterbekerbe zu reichen. Wozu soll ihm die Sterbekerbe dienen? Mit dieser macht er einen Rückblick auf sein Leben vom ersten Atemzuge an bis auf die jetzige Sekunde. Was mag er da wohl sehen? Ein Leben, durchstochen mit den schauerhaftesten Fluchworten. Welch ein Frohlocken wegen der Scheidung vom Dasein! Welch eine Erwartung des Lohnes im Jenseits! Welch ein Trost in der letzten Stunde, wenn der Tod kommt, um ihm die Augen zuzudrücken! Welch ein Gegengift für den Teufel beim Absterben! Schon der Gedanke an ein solches Ende, sollte dich, o Flucher, überzeugen umzuspinnen.

Pater Johann.

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Schluß.)

Und Stephan — — — lebt und ist frisch und gesund, während Frau und Kinder ihn als tot beweinen. Als er da angelte, sieht er Schiffsmatrosen die Wolga herabfahren kommen. Er winkt ihnen, sie fahren an und nehmen ihn mit nach Astrachan. Zum zweitenmal ging Stephan nach Chirwa! Hier wurden jedoch keine Freudenthränen mehr über seine Ankunft geweint. Rachel konnte zwar auch diesmal vor lauter Aufregung nicht gleich mit ihm sprechen, allein ihre Thränen waren vom tiefsten Schmerz erpreßt. „Ach Vater! ach Vater! was habt Ihr gethan, daß ihr mit der Ware durchgegangen seid? Die Mutter hat sich so darüber gekränkt, daß sie gestorben ist. Zweimal habt Ihr uns betrogen und uns fast um das halbe Vermögen gebracht. Ach, Vater, gesteht es nur, Ihr habt auch in Rußland Frau und Kinder, sonst wäret Ihr mit der Ware nicht durchgegangen. Allah sei Euch gnädig, Vater, was habt Ihr gethan! Haben wir das verdient? Haben wir Euch nicht gut behandelt? Was hat Euch bei uns gefehlt? Wart Ihr nicht Herr über alles? Wurde Euch nicht das ganze Vermögen anvertraut? Wer hot je einen Sklaven zum Oberaufseher gemacht und das ganze Geschäft in seine Hände gelegt? Ach Vater, Vater, welch große Schuld habt Ihr Euch zugezogen? Doch Ihr seid und bleibt mein Vater. Ich will Euch alles verzeihen. Ihr sollt es so gut haben wie früher, nur Herr über das Geschäft seid Ihr nicht mehr.“ Stephans Herz schien in diesem Augenblicke von Stein zu sein. Die bitteren Thränen seiner Tochter rührten ihn nicht im geringsten. „Was?“ sagte er kalt, „Ich soll nicht mehr Herr sein?“ — „Nein, Vater, Herr könnt Ihr nicht mehr sein, sonst kommen wir um unser Vermögen. Essen und Trinken, Kleider und Wohnung sollt Ihr haben, so viel Ihr braucht, aber Herr dürft Ihr nicht mehr sein.“ — „Nun gut, wenn ich nicht mehr Herr sein darf, dann bleib ich auch nicht hier.“ — „Ach, Vater, bleibt doch! Ihr seid mir lieb und teuer.“ — „Wenn ich Herr über alles bin, dann ja, sonst unter keiner Bedingung.“ — „O liebster Vater! Ihr verlangt Unmögliches. Herr könnt Ihr nicht mehr sein, aber gut sollt Ihr es haben, wie nirgends auf der Welt.“ — „So bleib ich nicht,“ sprach Stephan barsch, drehte sich um und ging davon. Rachel lief ihm weinend nach, warf sich ihm vor die Füße, flehte in herzzereißendem Tone, Stephan blieb hartnäckig. Sieben Werst war Rachel weinend und bittend mitgegangen, allein vergebens. Als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Mühen endlich einsah, schob sie ihm einen Beutel mit Geld in die Hände und kehrte um.

Stephan war durch die Anhänglichkeit seiner Tochter gerührt. Er ging einige Schritte, blieb stehen, schaute sich nach Rachel um. Sollte er wirklich nicht bei ihr bleiben? Er habe ihr doch Unrecht zugefügt, daß er schon zweimal das Zutrauen so schnell mißbraucht habe. Diesem Gedanken folgte gleich ein anderer. In Chirwa bleiben und nicht mehr Herr über das ganze Vermögen sein, das war seinem Eigendünkel zuwider. Er warf Rachel den letzten Blick nach und ging seines Weges. Sie haben sich nie mehr gesehen.

Ein Jahr war vergangen seit jenem verhängnisvollen Morgen, wo Stephan vom Angeln nicht mehr nach Hause gekommen war. Stephans Frau hatte unzählige Thränen für ihren tot geglaubten Gatten vergossen. Eines Abends stand sie am Fenster und schaute auf die Straße hinaus. Jemand huschte am Fenster vorbei und ging nach der Hausthür. Sie wollte nachsehen, wer das wäre und begegnete — — — Stephan. Aus allen Ecken kamen die Kinder herbeigelaufen und äußerten durch Zurufen ihre Freude über die Ankunft ihres Vaters. Erst mußte Stephan seiner Frau ein ganzes Duzend Fragen beantworten, und dann wurde ihm ein Zubiß aufgetragen. Als Stephan die Erzählung seines Abenteuers beendigt hatte, zog er einen Beutel aus der Tasche und sprach: „Umsonst war die Reise doch nicht. Die Reiseausgaben abgerechnet, habe ich noch hundert Rubel übrig behalten.“

Stephan versuchte es nochmals mit der Bauerei, hatte aber entschieden kein Glück. „Ungerecht Gut gedeihet nicht“ dachte er, „ich muß meine Fehler gutmachen.“ Das Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr. Wo er nicht war, was er nicht that, überall erinnerte er sich

unwillkürlich an seine Unredlichkeit. „Katharina, wie heißt doch der Jesuitenpater in Saratow, von dem du mir so vieles erzählt hast?“ fragte er seine Frau. „Ach, der gute Pater. Na der heißt Alois von Landes.“ „Weißt du was,“ fuhr Stephan fort, „ich gehe nach Saratow, um mich mit ihm zu beraten, wie ich meine Ungerechtigkeiten gutmachen könne.“ — „Das ist schon gut,“ bemerkte die Frau, „aber ich will hoffen, das es dir damit auch ernst ist. Du wirst doch nicht wieder durchgehen wollen?“ — „Gewiß nicht, Frau, das kannst du mir glauben. Ich habe keine Ruhe mehr. So kann es nicht fortgehen. Daß mir alles mißlungen ist, sehe ich an als einen Fingerzeig Gottes, der mich wieder auf den richtigen Weg bringen will. Warum war ich nur so thöricht und streckte meine Hand nach fremden Gut aus!“ Stephan führte sein Vorhaben aus. In Saratow traf er aber nicht mehr P. Alois von Landes, ¹⁾ sondern dessen Nachfolger, den Jesuitenpater Johannes Mayer. Stephan erzählte ihm haarklein alle seine Erlebnisse und fragte dann, ob wohl alles ungerechtes Gut sei, was er von Muhammed genommen hatte. P. Mayer setzte ihm darauf auseinander, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei. Der Kirgise habe ihn geraubt und verkauft. Muhammed habe mehrere Jahre die Dienste Stephans ausgebeutet, wofür Stephan ein Recht habe, eine entsprechende Vergeltung zu verlangen. So viel wie er verdient habe, so viel hätte er auch nehmen können, freilich auf eine andere Weise. Er hätte aber zu viel genommen, und das mußte er von Rechts wegen zurückerstatten. Allein es schein, seine Tochter und ihr Mann haben ihm alles verziehen, sonst hätten sie ihn wohl nicht so ungeschoren ziehen lassen. Was die Sünde anbelangt, so solle Stephan sie bereuen und Buße dafür thun. „Wie steht es aber mit meiner Ehe?“ fragte Stephan darauf. „Ihre erste Ehe mit Mia,“ erklärte der Pater, „war ungültig, weil die ja nicht getauft war. Daraus folgt, daß ihre Ehe mit Katharina Meringer gültig ist und ihre Kinder ehelich sind. Freilich begingen sie eine schwere Sünde, als Sie die zweite Ehe schlossen, ohne von der ersten etwas zu sagen; denn wenn auch eine Ehe ungültig ist, so muß die Ungültigkeit erst vom kirchlichen Richter ausgesprochen werden, bevor eine andere geschlossen werden darf. Dieses Verbrechen müssen Sie auch durch Buße sühnen. Bereiten Sie sich zu einer Generalbeicht vor.“ Das that Stephan und beichtete so zerknirscht, wie noch nie in seinem Leben. Das Gleichgewicht in seinem Innern war nun wieder hergestellt. Er ging nach Hause und ertrug zeit lebens seine Armut und alle Sorgen mit der größten Geduld als Buße für seine früheren Vergehen.

1833 starb Stephans Frau im Alter von 56 Jahren. Heindels Kräfte waren auch zusammengeschrumpft. Er fristete seine letzten Lebensstage bei seinen Kindern, die er stets zum Guten anhielt. Gegen Ende März des Jahres 1840 fühlte er, wie es mit Riesenschritten bergab gehe, deshalb rief er alle seine Kinder ²⁾ zu sich, um an sie seine Abschiedsworte zu richten. Es kamen aber auch sehr viele Männer und Frauen aus der Nachbarschaft zu ihm. Stephan setzte sich im Bette und begann seine Ermahnungsworte. Ein jeder möge bei all seinem Thun und Lassen Gott stets vor Augen haben und nach dessen Geboten handeln, fortwährend an den Tod und das Gericht denkend. Das war der Inhalt seiner eine halbe Stunde dauernden Rede. Darauf schloß er: „Liebe Kinder! Teure Freunde! Brüder und Schwestern! Betrachtet meine grauen Haare! Sorgen und Kümmernisse haben sie gelblich. Zwölf Jahre zählte ich, (Gebor. 1752) als meine seligen Eltern mit mir nach Rußland zogen. Ich kann mich deshalb an alle Einzelheiten erinnern, wie es den Ansiedlern, uns, euren Vorfahren, ergangen ist. Vergesst nie, was wir haben ausstehen müssen! Wir kamen in diese Gegend, sie war wild und unbewohnt. Wir

¹⁾ P. Aloisius von Landes, der erste Pfarrer in Saratow, vom 13. Nov. 1803 bis zum 10. April 1809. Dessen Nachfolger P. Johannes Mayer vom 29. April 1809 bis zum 25. März 1820. Über ersteren sammelte ich Notizen und bitte jeden, der über ihn etwas weiß, mir es gütigst mitteilen zu wollen.

²⁾ Stephan Heindel hat mit Katharina Meringer zwölf Kinder gezeugt: sechs Söhne und sechs Töchter. Nämlich: 1. Georg, geboren 1794. 2. Anna-Maria, geb. 1796. 3. Johannes, geb. 1799. 4. Anna-Maria, geb. 1801? 5. Susanna, geb. 1806. 6. Elisabeth, geb. 1810. 7. Kunigundis, geb. 1812. 8. Nikolaus, geb. 1814. 9. Peter, geb. 1816. 10. Peter, geb. 1818. 11. Johannes, geb. 1820. 12. Anna, geb. Heute lebt in Seelmann noch eine Enkelin des Stephan Heindel, die Tochter seines Sohnes Peter (10), welche mit großem Interesse die Erlebnisse ihres Großvaters gelesen hat.

suchten sie zu bebauen, hatten dabei aber mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Hütten haben wir gewohnt, Hunger und Frost ausgestanden. Und als wir unter großen Anstrengungen und mit Kronsschulden beladen den Anfang gemacht zu haben glaubten, da fiel das wilde Kirgisenvolk über uns her und schleppte Tausende von uns in die Sklaverei. Männer und Jünglinge wurden ungebracht, Frauen und Töchter geschändet. Kinder zu Dutzenden erstochen und aufs Feld den Tieren zum Fraße vorgeworfen. O, es klingt in meinen Ohren, als ob ich heute noch das Jammeren und Weinen dieser unschuldigen Opfer hören würde! Alle Bande der Liebe und Freundschaft wurden zerrissen. Die Frau von ihrem Manne getrennt, die Tochter der Mutter aus den Armen gerissen, der Sohn vom Vater fortgetrieben. Hab und Gut zusammengegrafft und fortgeschleppt. Geplündert wurden unsere Wohnungen, unsere Ställe geleert. Menschen und Vieh wurden gewaltiam fortgetrieben. Scheiden mußten wir von unseren Lieben, verlassen unsere neue Heimat, die wir großer Hoffnungen wegen gewählt hatten. Wir mußten einem Volke dienen, das für alles andere Gefühle hat, nur nicht für seine Sklaven. Unzählig sind die Schläge, die wir empfanden, unbeschreiblich das Weh, welches Hunger und lieblose Behandlung uns zugefügt. Mit zitternden Händen lasen wir die von unseren Peinigern benagten und weggeworfenen Knochen auf, um die Forderung der Natur wenigstens einigermaßen zu befriedigen. Unser Weinen konnte die Tyrannen nicht erweichen, unser Flehen hat sie nicht gerührt. Wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste war unser Wehklagen in Chiwa, Kokan, Buchara und in der Umgegend. Unsere Menschenwürde hat man entehrt, unsere Rechte mit Füßen getreten. Entblößt standen wir auf dem Sklavenmarkte und wurden verkauft wie das Vieh. Unsere Glieder trachen unter der Marter, unsere Sinnen unterlagen den Schmerzen. Wir riefen um Hilfe, aber niemand hörte uns, wir streckten unsere Hände nach einem Retter aus, aber vergebens. O vergesset nie, was eure Vorfahren gelitten haben, um in diesem Lande festen Fuß zu fassen! Das Land, das ihr jetzt bebaut, wir haben es getränkt mit unseren Thränen. Das Land, das euch jetzt nährt, es ist gerötet von unserem Blut. Das Land, das die Quelle eures Wohlergehens ist, es war für uns der Anfang des Martyriums. O ihr Ruinen von Keller und Leising! Ihr sprecht deutlicher als alle Worte, welchen Unmenschen wir in die Hände fielen. Vergesst dies nie, Kinder, Brüder! Vergesst dies nie! Erzählet es euren Kindern. Präget es ihnen ein, damit sie es wiederum ihrer Nachkommenschaft überliefern!"

Hier stockte die Stimme Stephans. Thränen rollten über seine Wangen. Von den Anwesenden hatten die meisten schon ihre Augen ausgewischt, jetzt brachen alle in lautes Schluchzen aus. Einer nach dem anderen verließ das Zimmer und suchte einen Winkel auf, um seinen Thränen dort ungestört freien Lauf zu lassen. Stephan bat, man möge ihn allein lassen. Er bereitete sich auf sein letztes Stündlein vor und ließ den Pater rufen. P. Milewsky kam mit dem Allerheiligsten. Stephan beichtete mit großer Reue und empfing mit beispieldvoller Andacht die hl. Begehrung, die letzte Dlung und den Sterbeablaß. Am nächsten Tage, am Vorabend des Festes der sieben Schmerzen Mariä, den 4. April 1840, besuchte P. Milewsky den Kranken. Mit diesem stand es sehr schlimm. Der Pater betete ihm die drei göttlichen Tugenden und andere Gebete vor, die er mit inniger Nührung nachsprach. Die Sterbekerze wurde angezündet, und der Pater begann Stephans Seele der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist,“ sprach Stephan und gab seinen Geist auf. „Herr, gib ihm die ewige Ruhe,“ betete der Pater, und die Umstehenden antworteten: „Und das ewige Licht leuchte ihm! Amen.“

Hieronymus.

Nicht vergessen!

(Schlußbemerkung zu der Erzählung „Stephan Heindel.“)

Die Erzählung „Stephan Heindel“ hat die Klemensleser im höchsten Grade interessiert, wie man das mir zu wiederholten Malen kundgegeben hat. Es ist also Grund vorhanden anzunehmen, daß die Nachkommen der deutschen Ansiedler an der Wolga die Leiden ihrer Voreltern nicht vergessen

werden. Und gerade um das Andenken daran aufzufrischen, möchte ich hier einen Vorschlag machen. Ehret das Andenken eurer Vorfahren auf christliche Weise!

Hundert fünfundsanzig Jahre

werden es am zwölften November dieses Jahres sein, daß die Kirgisien plündernd und mordend in Seelmann und in die umliegenden Dörfer einfielen. Ihr Einwohner von Seelmann, Hölzel, Preuß, Marienberg, Streckerau und Neukolome, was werdet ihr thun? Verdet ihr den 12. November vorübergehen lassen, ohne eurer Voreltern zu gedenken? Doch gewiß nicht, das wäre Undank. Es wäre nun ein sehr schönes Zeichen der Liebe und der Verehrung, wenn ihr auf genannten Tag mehrere Priester, soviel wie nur möglich, nach Seelmann einladen würdet, um dort für die Seelenruhe eurer Vorfahren das heilige Meßopfer darzubringen. Selbstverständlich müßten die Einwohner der Nebentolonien sich auch in Seelmann einfinden. Da aber der 12. Nov. in diesem Jahre auf einen Sonntag fällt, so müßte die Feier auf den folgenden Montag, 13. Nov., verlegt werden, was immer noch zutrifft, da die Kirgisien ja drei Tage, 12., 13. und 14. plünderten. Der 14. Nov. ist heuer auch kein freier Tag, weil ein Kronsfesttag darauf fällt. Vor dem Leventeseelenamte könnte eine entsprechende Predigt gehalten werden und nach der hl. Messe eine Prozession auf den Kirchhof stattfinden. Was meint ihr? Ist das nicht recht und billig? Ganz gewiß. Also Männer, vergesst eure Pflicht nicht!

Hieronymus.

Echte und unechte Ablässe

Mit Generaldekret und unter ausdrücklicher Billigung und Anordnung Papst Leos XIII. vom 10. August 1899 hat die Kongregation der Ablässe die Regeln festgesetzt, unter deren Beobachtung die echten Ablässe von den unechten unterschieden werden können. Diese Regeln lauten:

1. Alle jene Ablässe sind echt, die in der neuesten von der Kongregation der Ablässe herausgegebenen Sammlung enthalten sind.
2. Allgemeine Ablässe, welche in dieser Sammlung nicht enthalten oder erst nach der Herausgabe derselben verliehen worden sind, können nur dann für echt angesehen werden, wenn die Verleihungsurkunde von der hl. Kongregation der Ablässe durchgesehen, der sie unter der Strafe der Nullität vor der Publikation vorgelegt werden muß.
3. Für echt gelten alle Ablässe, welche den Orden und Religionsgenossenschaften, den Erzbruderschaften und Bruderschaften, Erzsodalitäten und Sodalitäten, ferners frommen Vereinigungen und Genossenschaften, einigen hervorragenden Kirchen, heiligen Orten und Gegenständen der Andacht verliehen worden und in den Sammlungen enthalten sind, welche die hl. Kongregation der Ablässe durchgesehen und approbiert hat, und die mit ihrem Auftrag oder ihrer Erlaubnis gedruckt worden sind.
4. Nicht echt sind jene allgemeinen und partikulären Ablässe, die in Büchern, in Sammlungen, auf Blättern und Briefen oder auch auf Bildern enthalten sind, die ohne Billigung der kompetenten Behörde gedruckt. Diese Approbation kann nach einer sorgfältigen Prüfung gegeben, muß aber ausdrücklich angegeben werden.
5. Unecht und jetzt aufgehoben sind alle Ablässe von tausend und mehr Jahren, zu welcher Zeit immer sie verliehen wurden.
6. Verdächtig sind die vollkommenen Ablässe, welche als jenen verliehen erklärt werden, die nur wenige Worte beten, ausgenommen die Ablässe in der Todesstunde.
7. Als unecht sind Ablässe zu verwerfen, welche in Büchern und Briefen gedruckt oder in Handschrift aus nichtigen Gründen oder auf Grund ungewisser Offenbarungen oder auch unter unmöglichen Bedingungen versprochen werden.
8. Falsch sind jene Blätter und Bücher, in welchen den Gläubigen für das eine oder andere Gebet die Erlösung einer oder mehrerer Seelen aus dem Fegefeuer versprochen wird. Die Ablässe, die einem solchen Versprechen gewöhnlich beigefügt werden, sind unecht.
9. Desgleichen sind unecht oder wenigstens sehr verdächtig die neueren Ablässe, wenn sie auf eine ungewöhnliche Anzahl von Jahren und Tagen ausgedehnt sind. (Anm.: So wurden vor etwa

40 Jahren in Voretto Muttergottesmedaillen verkauft, auf welchen ein Ablass von 1080 Tagen verzeichnet war).

Zur vierten Regel sei noch bemerkt, daß unter der Behörde, die ausdrücklich genannt sein muß und zwar mit Namen und Aufgabe des Ortes, wo sie ihren Sitz hat, und der Zeit der Approbation, im allgemeinen die hl. Kongregation der Ablässe und nur in gewissen Fällen der Ordinarius zu verstehen ist.

Vom Kriegsschauplatz.

Nachdem der Oberkommandierende Roberts mit 40000 Kriegern den Buren general Cronje mit 3000 Mann gefangen genommen, und Buller mit gegen 30000 Soldaten Ladysmit, das von ungefähr 10000 Buren belagert war, „entsetzt“, ist auf dem Kriegsschauplatz einstweilen Ruhe eingetreten. Die Buren sind überall im Rückzuge. General Zoubert konzentriert jetzt alle seine Truppen und begibt sich in sein Heimatland, um dasselbe bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Die Macht der Feinde ist zu groß, um sich noch länger auf englischem Boden zu halten. Es ist ihm so schon gelungen, 6 Monate lang die Schrecknisse des Krieges vom Vaterlande fernzuhalten. Das hätte früher niemand geglaubt, und allgemein wird ihm dafür Bewunderung gezollt. — Pretoria, die Hauptstadt Transvaals, ist reichlich mit allem versehen, was zu einer zeitgemäßen Verteidigung gehört, und kam eine sehr lange Belagerung auszuhalten. Generalissimus Roberts läßt sich Zeit. Er hat sein Hauptquartier aufgeschlagen und eilt mit dem Vormarsche nicht, obgleich es ihm ein leichtes wäre, nach Bloemfontein zu kommen. Das wird wohl auf seine große Vorsicht zurückzuführen sein; denn er hat bis jetzt keine Ahnung, wo das Hauptheer Zouberts sich gegenwärtig befindet. Sobald er Kunde davon bekommt und Verstärkungen erhält, wird es wohl vorwärts gehen. In aller kürzester Zeit wird England noch 56000 Mann nach Südafrika abschieben. Wir können also auf sehr blutige Ereignisse gefaßt sein.

Korrespondenz.

Dmitrowka. (Gouv. Cherson.) Den 7. Februar 1900. Die Witterung des heurigen Winters ist bis zur Hälfte sehr trocken gewesen. Der Mangel an Schnee und Feuchtigkeit dürfte sich besonders nachteilig für die Wintersaat erweisen. Zur Zeit der Bestellung im September war wohl einmal Regen, die Saat ging auch auf; sie blieb aber schwach und war dem trockenen Froste schutzlos ausgesetzt. Am 5. Januar fiel etwas Schnee, der jedoch nur 4 Tage liegen blieb, so daß mancher Bauer nicht einmal seinen Schlitten probieren konnte. Seitdem haben wir meist Tauwetter gehabt, so daß die $\frac{1}{2}$ Arschin dicke Eisdecke auf dem Bug schon ganz verschwunden ist.

Gott sei Dank, daß wir dem Frühjahr entgegensehen, denn der heurige Winter ist für manchen ein langer gewesen. Die Mehrzahl der Bauern hat bei uns nichts geerntet, daher ihre außerordentlich schwierige Lage. Zudem stehen die Landpreise hier sehr fest. Kein Wunder, wenn sich alle nach dem Frühjahrse ersehnen. Im „Klemens“ werden Gegenden genannt, z. B. Marienheim (Gouv. Taurien), wo die Desj. fünfmal mehr gegeben hat wie bei uns. Wie glücklich sind da die Bauern zu preisen, die für das Land wahrscheinlich auch nicht teurer als wir zahlen. O, die gute alte Zeit, als das Land noch so billig war, sie wird nie wiederkehren! — Im Jahre 1865 kauften Karlsruher Ansiedler 1900 Desj. zu 16 Rbl. und gründeten darauf das Dorf Halbstadt, (Od. Kreis). Das Nachbargut — 1170 Desj. — gehörte dem Edelmann Borodankin. Dieser bot 1868 sein Land denselben Kolonisten zu 25 Rbl. die Desj. auf fünfjährige Auszahlung an. Der Schulz ließ den Büttel im Dorfe ausrufen: „Das Borodankin Land wird zu 25 Rbl. pro Desj. verkauft, wer Lust hat zu kaufen, der melde sich im Dorfamt!“ O, welch ein schöner Ruf, welche Musik! Wenn sie heute ertönte! Natürlich kauften die Leute das Land. So erscheint das Bild, wenn wir den Blick rückwärts wenden. Wie aber klingt die Musik, wenn heute der Büttel schellend durch die Gassen geht und Land anbietet? „7—12 Rbl. Pacht aufs Jahr!“ Und dazu noch Mißernte auf Mißernte. Daß da der mittelmäßige Bauer nicht mehr ans Landkaufen denken kann, ist klar, und von dem schwachen ist schon

gar nichts zu reden. Beide müssen alle Kräfte anspannen, um nur das Leben zu fristen. Das ist das Bild der Gegenwart. Und die Zukunft? Was für ein Bild zeigt sich uns, wenn wir in die Zukunft blicken? O, ein recht trübes! Weiben die Getreidepreise gut, so sind diejenigen, die eigenes Land besitzen, geborgen; aber diejenigen, die Land pachten müssen, werden um so übler dran sein. Ja, es kann einem geradezu bange werden vor einer guten Ernte, denn welche Forderungen werden dann die Landbesitzer stellen? Uner-schwinglich! Und wie soll man diesen Forderungen gerecht werden, wenn dann wieder eine Mißernte eintritt? Denn hinauf gehen die Herren mit den Preisen rasch, aber herunter, das hält schwer; traurig, sehr traurig ist das Bild der Zukunft!

Johann Kemner.

Krasnopolje. (Gouv. Samara.) Am 13. Februar um 8 Uhr abends hörte man bei uns auf der Straße großen Lärm. Es stellte sich heraus, daß dem Einwohner Peter Karp ein Wolf begegnete, der ihn überfiel und stark beschädigte. Auf sein großes Geschrei liefen ich, meine Frau Margareta, mein Kind A. und der Mitbewohner Joh. Peter Holzmann heraus, um dem hilflosen Mann entgegenzueilen. Plötzlich sprang der Wolf mir, Alexander Kreis, auf die Brust. Dank den Bemühungen des genannten Holzmann gelang es mir, den Wolf von mir zu entfernen; bald darauf stürzte sich derselbe wieder auf mich. Ich ergriff das Tier an den Vorderbeinen und kämpfte mit demselben beinahe eine Viertelstunde. Ich erhielt am linken Arme zwei Wunden, Holzmann im Gesichte drei Wunden. Zu Hilfe kam noch F. Kröter; derselbe wurde mit den Klauen zerkratzt. Zudem wir das Tier verfolgten, sprang es noch auf den Sotnik M. Friz. Um 5 Uhr morgens, den 14. Februar verwundete der Wolf noch den Einwohner M. Jungblut; nachdem er letzteren verlassen, kämpfte er mit Heinrich Holzmann, welcher eben durch seine Riesenstärke das Tier besiegte und tötete. — Laut Befehl des Landvogtes wurden genannte Personen nach Saratow in die Heilanstalt unter dem Namen Pasteurstation gebracht. Man sagt, der Wolf sei toll gewesen, was aber noch nicht bewiesen ist. Die Untersuchung findet nach Verlauf von 18—20 Tagen statt. Alexander Kreis.

Krasnopolje. (Gouv. Samara.) Den 13. Februar abends wurden hier 8 erwachsene Menschen von einem tollen Wolf überfallen und 6 davon gebissen; manchen unter ihnen hat er tiefe Wunden beigebracht. Einem Schulknaben nahm er ein Handschlittchen ab und ließ damit davon, wahrscheinlich nach größerer Beute haschend. Erst am Morgen des nächsten Tages wurde er auf dem Hofe bei einer Mühle außerhalb des Dorfes getötet. Fünf der gebissenen Personen sind bereits in das 30 Werst entlegene russische Dorf Woskresensk zu einem bekannten Hezenmeister, der durch geheimnisvolle Worte derartige Bisse unschädlich machen soll, gefahren; die anderen Personen werden sich hoffentlich nach einer speziellen medizinischen Heilanstalt begeben.

Lehrer G. Zerr.

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Am 20. Februar wurden im Lokale des Gesangsvereines zum Besten des hiesigen katholischen Wohltätigkeitsvereines zwei polnische Theaterstücke aufgeführt. Heiterkeits- und Kassenerfolg waren gleich. Ganz befriedigt verließ man den Saal. Allen Darstellern wurde recht fleißig applaudiert. Zum Schlusse überreichte man den Darstellerinnen vom Publikum prachtvolle Blumensträuße. Der Reingewinn belief sich auf ungefähr 260 Rbl.

Achalkalaki. (Gouv. Tiflis.) Mehr als einen Monat — so schreibt ein Korrespondent des „Syn Detschestwa“ — leben die Leute in den halbzerstörten Dörfern des Kreises Achalkalaki in beständiger Todesangst. Die Erdstöße wiederholen sich. Das letzte Erdbeben vom 22. Januar hat wiederum viele Häuser in den Dörfern Veshano und Samfary zerstört und eine Panik unter den Bewohnern hervorgerufen. An Spenden sind mittlerweile 125,000 Rbl. zusammengekommen, aber das Komitee verfügt über dieselben mit der bürokratischen Umständlichkeit. Hunderte von halb nackten Männern, Frauen und Kindern drängen sich im Frost vor der Niederlage gependeter warmer Sachen in Achalkalaki, aber der Vorrat ist leider gar zu gering. Drei, vier Tage genügten, um für das

vorhandene Geld warme Sachen zu kaufen und sie an den Ort ihrer Bestimmung zu liefern, aber das Komitee hat damit keine Eile. Die auf private Initiative (von der Redaktion des „Tifliski Listok“ und einem Kreise von Frauen in Tiflis) abgeschickten Sachen sind schon verteilt, und während in der Klasse des Komitees hunderttausend Rubel ablagern, bleiben halbnackte Menschen ohne Kleidung, und der „Tifliski Listok“ erläßt einen Aufruf an die Barmherzigen „die vor Kälte zitternden, halbnackt den rauhen Winden preisgegebenen Dulder zu wärmen.“

Warschau. Ein Warschauer Kaufmann hat der Redaktion des „Kur. Warsch.“ einen Brief zugestellt, der, wie aus den Stempeln ersichtlich, zur Reise aus Moskau nach Warschau nicht weniger als zehn Jahre und einige Monate gebraucht hat. Aus Moskau war der Brief am 26. Oktober 1889 abgegangen, die Adresse war richtig und genau, und es ist somit unverständlich, welcher Umstand die übermäßige Verspätung verursacht haben kann.

Tiraspol. Drei Zöglinge der Tiraspoler Stadtschule zeigten dem „Syn Otschestswo“ zufolge außerordentliches Interesse für die kriegerischen Ereignisse in Südafrika und erbrannten in Haß gegen die Engländer. Immer mehr wuchsen ihre Sympathien für die jugendlichen Helden an dem für sie denkwürdigen 2. Februar sich von Tiraspol aus direkt nach Transvaal aufmachten. Die Eltern der Ausreißer sind natürlich sehr betrübt und haben alle Maßregeln ergriffen, die wilden Anglophoben, deren Spur verschwunden ist, aufzusuchen. Weiß Gott, ob ihnen das gelingen wird.

Sivland. Zur Nachricht von der Absicht, den Gemeindevorständen das Recht zur Wahl der Gemeindevorsteher und Lehrer zu entziehen, schreibt der „Post.“ u. A.:

„Besonders erwarten wir nichts Gutes davon, daß an Stelle der gewählten Gemeindevorsteher kleine Beamte eingesetzt werden, die bei drohendem Verlust ihre Stelle immer gezwungen sind, nach den Fingerringen und Launen ihrer Vorgesetzten zu handeln. Gar leicht können solche kleine Beamte unserem Volk zur schweren Strafe werden. Denn keine Bewachungsinstitution, weder der Bauernkommisfar noch der Ausschuss der Gouv.-Verwaltung für bäuerliche Angelegenheiten, vermag ihre Thätigkeit würdig zu überwachen und die Gemeinde vor ihrem schlechten Einfluß zu schützen, während die von der Gemeinde gewählten Gemeindevorsteher gerade dadurch auf dem rechten Wege erhalten werden, daß sie mit denen zu thun haben, die sie ins Amt setzen. Andererseits ist auch für die Gemeindevorsteher selbst von dieser „Neuerung“ nichts Gutes zu hoffen; jetzt können sie nicht durch die Machtbefugnis eines einzigen Menschen ihrer Stelle entsetzt, noch weniger einer Laune zufolge vertrieben werden; ihre Stellung ist nicht so unsicher wie die eines kleinen Kanzleibeamten, dessen Schicksal vollständig in der Hand des nächsten Vorgesetzten liegt. Wir leugnen nicht, daß die Stellung unserer Gemeindevorsteher vielfach sicherer gestaltet werden könnte, besonders auch, was den Gehalt und die Länge der Dienstzeit anbelangt; deshalb ist es aber nicht nötig, ihre Einsetzung und Entlassung den Beamten zu überlassen. Die Rechte des Staatsdienstes können ja auch den durch die Selbstverwaltung gewählten Beamten beigelegt werden, wie das in den Gesetzen der städtischen Selbstverwaltung angegeben ist. Die Größe des Gehaltes kann ja auch für die gewählten Gemeindevorsteher allgemeingültig festgesetzt werden, ebenso mit geringer Mühe die Länge der Amtszeit. Ganz dasselbe läßt sich auch über die Volksschullehrer sagen. Das Gemeindevorleben kann eben nur gedeihen in der Freiheit der Selbstverwaltung, die Kaiser Alexander II. unserem Volke gnädig geschaffen hat.“

Warschau. Eine doppelte Eisenbahnkatastrophe hat sich unter folgenden eigentümlichen Umständen in Warschau zugetragen. Gegen 7 Uhr stießen in der Nähe der Güterstation der Wiener Bahn zwei mit zwei Waggonen manövrierende Lokomotiven mit einer dritten, die ihnen entgegenkam, zusammen. Die beiden Maschinisten der letzteren wurden durch die Gewalt des Anpralls hinausgeschleudert, aber die Katastrophe hatte damit ihr Ende noch nicht erreicht. Während nämlich zwei Lokomotiven entgleist waren, blieb die dritte im Geleise, setzte sich, da sie kurz vor dem Zusammenstoß Contredampf erhalten hatte, rückwärts in Bewegung und fauste mit ungeheurer Geschwindigkeit die Linie entlang. An ein Aufhalten des rasenden Ungetüms war nicht zu denken, da das Bahnpersonal nicht

wußte, daß sich kein Mensch auf der Lokomotive befand. So ging die wilde Jagd in rasender Eile dem Weichselbahnhof zu, wo man gerade das Eintreffen des um 6 Uhr 59 Minuten morgens fälligen Zwangoroder Zuges erwartete. Starr vor Schrecken sahen die Stationsbeamten die Lokomotive mit vollem Dampf dem schon auf Schweite herangefkommenen Passagierzug entgegenzueilen. Der auffallend dunkle Morgen ließ den Zugführer zu spät das Hindernis entdecken, und so geschah denn das Unvermeidliche. Der Zusammenstoß war furchtbar in seinen Folgen. Nicht weniger als 16 Personen, darunter elf Passagiere, trugen mehr oder weniger gefährliche Verletzungen davon.

6) Ausland.

Rom. Die süditalienische Provinz Apulien, die bisher dank einer recht flauen katholischen Bewegung beinahe unbefruchteten der Herd kirchenseindlicher Bestrebungen war, hat bereits ihren ersten Katholikentag hinter sich, und derselbe ist, wie Augenzeugen berichten, recht gut verlaufen. Die Zahl der Teilnehmer überstieg 2000; die Verhandlungsgegenstände berücksichtigten vor allem die sittliche und wirtschaftliche Lage der Provinz und ihrer Bewohner. Der Papst hat anlässlich des Kongresses an den Erzbischof von Taranto, wo die Versammlung abgehalten wurde, ein ermunterndes Schreiben gerichtet, in dem er der Hoffnung Ausdruck verleiht, daß dieser Kongress nebst dem allgemeinen religiösen Nutzen viel dazu beitragen wird, die Gemüter zu einigen und den Eifer für all das, was Gottes Ehre und der Menschen Wohl befördert, zu wecken. Papst Leo XIII. spricht hier wieder wie bei unzähligen anderen Gelegenheiten den Gedanken aus, daß die sociale Thätigkeit eine Pflicht eines jeden Katholiken sei, und gerade diesen Punkt hat man in Italien nach unserer Meinung zu lange unbeachtet gelassen oder gar bekämpft.

Deutschland. Prinz Heinrich ist nach stark zweijährigem Aufenthalt in den ostasiatischen Gewässern in die Heimat zurückgekehrt. Den Weg nahm er über Wien, wo man ihn nicht nur als Vertreter einer Macht des dem Frieden dienenden Dreibundes, sondern auch als den Vertreter eines mit Oesterreich in inniger Freundschaft verbundenen Reiches begrüßte. Die Ankunft in Berlin gestaltete sich zu einer Art Kundgebung für die Flottenvorlage.

Persien. Es gehen hartnäckige Gerüchte, daß der Schah von Persien Europa besuchen werde. Wie die Perser überhaupt das Gegenteil einer seefahrenden Nation sind, so zieht auch der Schah den langen und beschwerlichen Landweg über Tabris und Erivan nach Tiflis dem viel kürzeren und bequemeren Seeweg über Enseli-Baku vor. Im Kaukasus wird einige Zeit Aufenthalt genommen, dann geht die Reise über St. Petersburg, Berlin, Brüssel nach Frankreich. Dort ist ein längerer Aufenthalt im Bade Contrezeville vorgesehen. Ob der Besuch der Ausstellung in Paris vorher oder nachher stattfindet, ist noch nicht sicher. In der Begleitung des Schah werden sich 12—15 Würdenträger befinden.

Südamerika. Nachstehende Daten über den Stand der katholischen Kirche im lateinischen Amerika geben ein anschauliches Bild von der überaus großen Schwirrigkeit, diese mitunter ungeheuren Diözesen in nur annähernd genügender Weise zu pastorieren. Überall tritt erschreckender Priesterangel zu Tage, den zu beheben einen der ersten Beratungsgegenstände der im vorigen Jahre in Rom versammelt gewesenen Kirchenfürsten Südamerikas gebildet hat. Von den bedeutendsten Diözesen Südamerikas zählen: 1) Diözese Bahia (Brasilien) 2,060,900 Seelen (Katholiken), die von 346 Priestern, wovon nur 226 Pfarrer sind, pastoriert werden müssen. Kirchen und Kapellen gibt es in der ungeheuren Diözese gleichfalls nur 726. 2) Die Diözese Manaos (Brasilien), errichtet von Leo XIII., zählt 400,470 Katholiken und hat nur 19 Priester und etwa 30 Kirchen und Kapellen. 3) Die Diözese Belem de Para (Brasilien) mit 600,580 Seelen hat 68 Welt- und 7 Ordenspriester und ca. 480 Kirchen und Kapellen. 4) Die Diözese Fortaleza (Brasilien) hat für 955,680 Seelen nur 142 Priester und etwa 200 Kirchen und Kapellen. Eine Anzahl weiterer Diözesen, 600,000 bis 1,000,000 Seelen und darüber, haben durchgehends nicht mehr als 50, höchstens 100 Priester. Die beiden großen Diözesen St. Paul und St. Peter am Rio Grande mit 1,802,690 bezw. 1,203,704 Seelen haben zusammen kaum 500 Welt- und Ordenspriester. Nicht besser steht es in den anderen Staaten Südamerikas. So zählt die Diö-

zeje Concepcion in Chile für 835,790 Seelen ganze 91 Welt-
 priester nebst einer gleichen Anzahl Ordensgeistlicher; Lima in
 Peru für eine katholische Bevölkerung von 606,900 Seelen gegen
 300 Priester in 111 Pfarreien. S. Jede de Bogota (in Columbien)
 für 600,980 Seelen 130 Welt- und ca. 69 Ordensgeistliche. Mon-
 tevideo in Uruguay hat für 788,130 Katholiken 40 Pfarreien und
 ca. 125 Priester. In Venezuela hat nur eine einzige Diözese 100
 Priester, alle übrigen bei einer durchschnittlichen Seelenzahl von
 über 400,000 Seelen deren 30 bis 60. Die ungeheure Diözese
 Guatemala in Centralamerika, deren katholische Bevölkerung nebezu
 1,400,000 Seelen beträgt, zählt ganze 118 Welt- und 21 Ordens-
 priester und 104 Kirchen und Kapellen. Wenn man nun bedenkt,
 daß von diesen verhältnismäßig wenigen Geistlichen noch ein hoher
 Prozentsatz auf alte gebrechliche Priester entfällt, welche die oft ries-
 senhaft ausgedehnten Pfarreien der süd-amerikanischen Diözesen nicht
 mehr pastorieren können, und daß andererseits die wenigen Ordens-
 priester zunächst die Aufgabe haben, die neuerrichteten Seminare
 zu beleben und für die Zukunft für einen besseren Nachwuchs vom
 Seelsorgsklerus Sorge zu tragen, so ist unschwer zu ersehen, welche
 erdrückende Aufgabe dem südamerikanischen Episcopate, der im ver-
 flossenen Jahre in der ewigen Stadt zum Konzil versammelt war,
 für die Zukunft bevorsteht. Kirchztg.

A l l e r l e i.

Aus der katholischen Welt. Bischof Angelo Fiorini von Pontremoli (aus dem Kapuzinerorden) hat eine Vorrichtung erfunden, um die Zusammenstöße von Eisenbahnzügen zu verhüten. Er hat bereits von der italienischen Regierung hierauf ein Patent erhalten und italienische Eisenbahntechniker erklären sie als die beste bis auf den heutigen Tag. Die Vorrichtung ist auf Elektrizität gegründet und gebraucht sowohl optische als akustische Mittel, wodurch der Maschinist auf einen Kilometer Entfernung nicht nur die Ankunft eines Zuges auf denselben Schienen, sondern auch das Vorhandensein eines Zuges von rückwärts oder vorwärts feststellen kann. Bischof Fiorini ist noch nicht 40 Jahre alt und in der Physik sehr bewandert. Er hat bereits von allen Seiten Ansuchen um Verwendung seines Apparates erhalten, erklärt aber, daß sein Vaterland Italien zuerst den Vorzug habe. Wozu doch die Kapuziner zu brauchen sind!

— Ein unsicherer Prophet. Der englische „Prophet“ Baxter, der den Untergang der Welt für den 11. April des Jahres 1901 angesagt hat, hielt im Jahre 1892 einen Vortrag über das große Ereignis, worauf sich alle vorbereiten sollten. Da erhob sich plötzlich jemand unter der Zuhörerschaft und fragte den Redner, ob er bereit sei, sein gesamtes Vermögen einer wohltätigen Stiftung zu verschreiben, der es nach dem 11. April 1901 gehören solle. Baxter meinte, das sei ganz unnützlich, denn es würde ja niemand mehr leben. „Schadet nichts“, erwiderte der Unentwegte, „vielleicht kommen doch noch einige arme Teufel mit dem Leben davon, denen das Geld gut zu statten kommen würde. Ich und ein Freund von mir wollen als Verwalter der Stiftung fungieren. Also fertigen Sie das Schriftstück aus.“ Das Schriftstück wurde nicht ausgefertigt, Baxter aber verschwand eiligst.

— Bestrafte Neugierde. Barbier: „Wo haben Sie sich das letztmal rasieren lassen?“ — Kunde: „Im Gesicht!“

B r i e f s t a n e n.

Weiß. Wir wollen gerne zu Ihnen mit Götze sagen: „Edler Freund, du wünschst das Wohl des Menschengeschlechtes, unserer Deutschen besonders,“ allein die von Ihnen geschilderten Schulzustände sind doch zu haarsträubend, als daß die Schilderung dem Drucke übergeben werden könnte. Wir müssen damit noch abwarten. Ihre anderen Beiträge werden Verwertung finden. Besten Dank.

Antonowka. Wenn Sie Ihren Namen nicht angeben, so dürfen wir Ihre Korrespondenz nicht drucken.

Allen deutschen Katholiken kann die in Augsburg (Bayern) erscheinende Wochenschrift

Die katholische Familie,

Preis ohne Porto 50 Pfennig, bestens empfohlen werden.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Die Grande Société Meuliere Dupety et Cie.
 in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen, daß sie den Alleinvertrieb ihrer

Mühlsteine

für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan ihrem Vertreter **Hrn. Alexander Borell** in Saratow übertragen hat, und bittet, bei Bedarf sich an denselben unter folgender Adresse zu wenden: **Саратовъ, ул. большой Сергіевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ Сарпинокъ.“**

Den Herren M hlenbesitzern zur gefl. Beachtung.

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma **Grande Société Meuliere Dupety et Cie** IN FRANKREICH mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung gefunden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Garantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte, denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung der Fracht zurückzunehmen. Auch habe ich aus erster Hand direkt aus dem Auslande von den Fabriken **Leder-Kamelhaar-** und sonstige **Riemen,** sowie **Instrumente zum Be-** **haan der Steine** (Wilen) und **Seidensylinder,** zu folgenden Preisen:

23 Wersch. breit.	19 Wersch. breit.	23 Wersch. breit.	19 Wersch. breit.
Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin

№№	№№
0—00. 2 R. — R. 1 R. 80 R.	6. 2 R. 60 R. 2 R. 40 R.
1. 2 " 10 " 1 " 90 "	7. 2 " 70 " 2 " 50 "
2. 2 " 20 " 2 " — "	8. 2 " 80 " 2 " 60 "
3. 2 " 30 " 2 " 10 "	9. 2 " 90 " 2 " 70 "
4. 2 " 40 " 2 " 20 "	10. 3 " — " 2 " 80 "
5. 2 " 50 " 2 " 30 "	11. 3 " 10 " 2 " 90 "

 bersende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung. Postnachnahme sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: **Саратовъ, Александрѹ Андреевичѹ Борель на углу большой Сергіевской и Соляной, свой домъ.**

Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, **Sarpinta-Magazin** unweit vom Abendmarkte.

Адресъ для телеграммъ: **Саратовъ, Александрѹ Борель.**

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlh ndlers Borell wohnt.